

Nr. 247. Bromberg, den 11. November 1928.

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**

(18. Fortsetzung.)

Fünfzehntes Kapitel.

Der schwarze Mann.

Während Herr Ferdinand Bernier durch das geheimnisvolle Labyrinth der Verbrecherhöhle führte, hatte das Schnapsmaul, der Boubou noch immer wie ein Bündel unter dem Arm trug, einen anderen Weg genommen. Das Kind schlug voll Entsetzen, von seinem Vater getrennt zu werden, wild um sich. Aber Butard hielt es gewaltsam fest und preßte roh die Hand gegen seinen Mund, um so sein Geschrei zu ersticken.

So kamen sie in eine ziemlich dunkle Kammer. In der Mitte stand ein kleiner, knisternder Eisenofen, dessen Rohr schnurgerade zu der Decke aufstieg. Eine Kerze, die in einem Flaschenhals auf einem Sessel stand, verbreitete spärliches Licht. Neben der Flasche lagen eine kurze Matrosenpfeife, ein Päckchen Tabak und eine elektrische Taschenlampe.

In einer Ecke lag auf einem flachen Strohsack eine riesige Frauensperson auf dem Rücken. Sie schlummerte. Als der Verbrecher eintrat, fuhr sie mit einem „Huh“ in die Höhe.

„Na, Kugel, was erschrickst denn so? ... Ist ja blödsinnig“, sagte der Mann.

Das fette Weib erhob sich dessenungeachtet. Und das dauerte lang. Sie drehte sich erst schwer zur Seite, so daß sie plötzlich auf den Bauch zu liegen kam. Dann nahm sie sich einen Anlauf, holte tief Atem, steckte die Finger in den knirschenden Strohsack, stützte sich so auf die Arme und richtete nun ihren kolossalen Körper auf. Sie erinnerte an einen Ballon, der im Aufsteigen begriffen ist und die Taue einzieht. Dann sank sie schwer auf die Knie, keuchte wie ein Holzhacker „Hoh — Ruck“ und gab sich mit einer Vierteldrehung ihres Leibes zufrieden. Dabei schnaufte sie wie eine Robbe.

„Nun, mein Alterchen,“ sagte sie schmeichelnd, „komm doch, gib deiner kleinen Frau die Hand.“

Das Schnapsmaul setzte Boubou auf den Fußboden und half dem Ungeheuer, sich aufzurichten. Die Kugel tat neckisch. Sie säuselte mit der Stimme eines tuberkulosen Schwerfuhrwerkers: „Ach, mein Alterchen ... mein Schatz ... mein Liebling!“

Das Eisenöfchen erglühte und auf seiner erhitzten Oberfläche sprangen da und dort kleine Funken auf. Aber das Gesicht der Kugel war noch röter. Sie sah aus, wie eine überreife, eine riesig aufgequollene Tomate.

Das Schnapsmaul zeigte auf das Kind: „Hier ist das Balg von dem Genossen.“

„Und wo ist denn der Genosse selbst?“ fragte die Frau.

„Der ist unten mit den andern ... bei Goume“, antwortete der Verbrecher. „Ich geh auch hin. Behalt du das Balg! ... Und richt uns eine Schüssel Punsch!“

Die Kugel nahm Boubous Nase zwischen zwei blaue Wurstfinger, klemmte sie tüchtig ein und zwitscherte dazu: „Ist wirklich ein Schatz, das Dingelchen!“

Der Fettkloß schien heut abend entschieden sanften Gemüts zu sein.

Das Schnapsmaul rief ihr noch von der Tür aus zu: „Irr dich nicht ... Das ist kein Mädel ... ist ein verkleideter Bub.“

„Donnerwetter!“ sagte die Frau lachend. „Der schaut ja aus wie ein Frauenzimmer ... Na, macht auch nichts, ich mag ihn trotzdem.“

Und seufzend fügte sie hinzu: „Ach, Alterchen, warum hast du mir keine Kinder gegeben!“

Doch das Schnapsmaul konnte ihr rührendes Tremolo nicht mehr hören. Er war schon fort.

Fast gleichzeitig aber kam Herr Ferdinand zu der entgegengesetzten Tür herein. „Der Bund ist versammelt“, rief er noch an der Schwelle. „Gib mir einen Schluck zu trinken, Kugel! ... Ich geh gleich hinauf ... Muß den Aufpasser machen, während die da unten schmusen!“

„Sofort, mein Liebster!“ polterte der Elefant.

Sie öffnete einen Wandschrank und die dünne Kerzenflamme spiegelte sich nun von weitem in einer Reihe von Flaschen. Sie goß ein Glas Schnaps ein, beschnupperte es mit wollüstigem Grunzen und hielt es Ferdinand hin.

„Da sauf, Cherubim!“

Der Mann leerte das Glas in einem Zug, schnalzte mit der Zunge, knüpfte sich sein rotes Taschentuch um den Hals und ging fort.

Da nahm die alte Spitzbübin Boubou in ihre Arme und preßte ihn heftig an sich.

„Ach, du Tierchen!“ rief sie ganz elegisch und schnaubte dabei durch die Nase.

Boubou hatte gräßliche Angst und winselte mit erstickter Stimme: „Au ... Sie tun mir weh ... So lassen Sie doch.“

Er drückte sich die Nase an ihrem eisernen Miederpanzer wund.

Sie aber hörte nicht auf ihn, sondern rief nur in einem leidenschaftlichen Ausbruch ihrer Muttergefühle: „Du goldige Kröte ... du Schnuddelchen ... du Vögelchen!“

Boubou erstickte fast. Er wehrte sich. Wollte frische Luft einatmen. Bekam statt dessen einen fetten Knebel in den Mund. Eine betäubende Ausdünstung erfüllte seine Nase. Die fette Bluse der Frau roch nach Tabak und Zwiebeln. Da, in der Verzweiflung, zwickte Boubou das Weib fest in den Schenkel. Sie stieß ihn mit einer Hand zurück, während sie ihm mit der andern in aller Ruhe eine Ohrfeige verabreichte.

„So ein kleines Mistvieh!“

Die Hand der Kugel war mindestens zwei Kilo schwer und Boubou fiel betäubt zu Boden. Die Frau packte eines seiner Beine, hob ihn hoch und schleppte ihn so, während sein Kopf herunterhing, ohne die geringste sichtbare Anstrengung, zu dem Strohsack. Dort warf sie ihn hin wie ein Stück Holz.

„Mach heihei, mein Schnuddelchen!“ piepste sie, so weit das ihrer versoffenen Stimme möglich war.

Dann nahm sie die Matrosenpfeife vom Sessel, stopfte einen Haufen Tabak hinein, machte, mit einem schnalzenden Geräusch der Lippen, drei oder vier lange Züge bei der Kerze und umgab sich nun wie einst ein zürnender Gott des Olymps mit Wolken, mit dichtem Rauch.

Boubou, der von seinem heftigen Fall noch wie zerschlagen war, betrachtete das Ungeheuer mit entsetzten Augen. Sie ging wieder an den Schrank, nahm eine riesige Schüssel heraus, warf einen ganzen Hagel von Zuckerstücken hinein, leerte eine Pfefferbüchse darüber aus und goß noch zwei Flaschen Branntwein dazu.

Das Schnapsmaul kam zurück. „Hast du den Punsch?“

„Gerad ist er fertig“, antwortete die Kugel und hielt ihm die Schüssel hin.

Das Schnapsmaul nahm das riesige Gefäß mit beiden Händen. „Jetzt noch einen Zünder (ein Zündhölzchen)!" kommandierte er.

„Wart . . . ich weiß was Besseres!"

Sie riß die Kerze aus dem Flaschenhals und tauchte sie in die Schüssel. Man konnte ordentlich hören, wie die Wachstropfen zusammenschrumpften, um sich als ein dünnes Häutchen auf die Oberfläche des Getränks zu legen. Und dann schlug eine große blaue Flamme auf.

„Verdammt! . . . Das brennt!" fluchte die Kugel, indem sie ihren Arm heftig zurückzog.

Die Kerze war ausgegangen. Nur ein schwacher Schein beleuchtete die Abscheu erregenden Gesichter von Butard und seinem Weib. Sie sahen aus wie grinsende Dämonen, die mit einer flammenden Schüssel eben aus der Hölle gestiegen sind.

Zähneklappernd kroch Boubou auf seinem Strohsack in sich zusammen.

Dann trug das Schnapsmaul den Punsch hinaus.

Die Kugel zündete die Kerze nicht gleich wieder an. Sie ging erst lange Zeit um das knarrende Öfchen herum. Sie rauchte in großen Zügen, wobei ihr Mondgesicht über der glühenden Pfeife schlagrührig in die Nacht hinein glänzte.

Und wie sie so an dem Strohsack vorbei ging, schlug sie plötzlich mit dem Fuß aus. Sie traf Boubou an einem Bein und er heulte auf vor Schmerz. Die Megäre stieß einen leisen Schreckensruf aus, wandte sich um und fragte ganz erstaunt: „Na, was ist denn, mein Zuckervögelchen?"

Worauf sie die Kerze wieder anzündete.

Dann zog sie eine Tabatiere mit einem Rattenschwanz aus dem Mieder heraus. Sie öffnete sie und schob sie dem Knaben unter die Nase: „Da, schnupf recht fest, das wird dir gut tun."

Boubou, der eben die Tränen aufzog, atmete eine riesige Portion schlechten Tabak ein. Es war entsetzlich. Die Augen waren voll Tabak, Nase und Kehle brannten wie Feuer und so hustete, spuckte, weinte und spie er. Die Kugel beugte sich besorgt über ihn. Sie zog die borstigen Brauen bis an den Rand des Wuschelhaares und sprach vor sich hin: „Wie kann man ein Kind nur so erziehen! . . . Das weiß nicht einmal, was eine Krise ist . . . Schreit, wenn man ihm nur in die Nähe kommt! . . . Ach Gott, ach Gott, was ist das für eine schauderhafte Erziehung . . . Wenn man mir diese Knautschpuppe da gibt, ich mach einen Burschen aus ihm, der sich vor keinem Teufel fürchtet . . . Einen Mann! . . . Einen Mann wie Butard!"

Da kam Herr Ferdinand zur Tür herein. Atemlos keuchte er: „Zweiundzwanzig!"

Die dicke Frau fuhr auf: „Was ist denn los?"

„Blas das Licht aus!"

„P . ."

Der Atem der Kugel war so kräftig, daß sie nicht nur der Aufforderung gemäß die Kerze auslöschte, sondern zugleich damit auch die Flasche umblies.

„Verdammt! . . . Mach keinen Krach!"

„Warum denn?" fragte die Megäre.

„Wir haben Besuch!"

„Nicht möglich!"

„Doch!"

„Wo denn?"

„Im Garten . . . Er ist über die Mauer gesprungen . . . Du mußt die anderen warnen . . . Ich geh wieder raus."

Und schon lief er davon.

Die Kugel klatschte weich auf dem Fußboden nieder. Sie fuhr mit den Nägeln im Staub herum, brachte einen flachen Ring zum Vorschein, zog daran und öffnete so eine kleine Klapptür. Dann legte sie beide Hände an den Mund und schlug Alarm.

Mit ungeheuren Schwierigkeiten stand sie nun langsam wieder auf. Ein Glück, daß ein Strohsessel in erreichbarer Nähe war. So konnte sie ihr voluminöses Hinterteil viel leichter erheben.

Kaum war sie auf, so lief sie auf ein Fenster zu, öffnete es lautlos, schlug die Laden vorsichtig auseinander, preßte die ungeheure Brust gegen das Fensterbrett und sah hinaus . . .

Boubou hörte sie wollüstig schmatzen, als delektierte sie sich eben an dem köstlichsten Gerichte.

Plötzlich aber fuhr sie herum, wandte sich gegen das finstere Zimmer und befahl: „Komm her, du Lausbub, komm rasch her . . . Schau, wie ein Mann ,ein echter Mann, sich schlägt . . ."

Als er aber, wie gelähmt vor Schreck über die sonderbare und rohe Art der Kugel, nicht gehorchen wollte, ging sie mit geballten Fäusten zu dem Strohsack hin. „Willst du wohl kommen!"

In einem Satz war Boubou aufgesprungen. Er verschränkte die Arme schützend vor dem Gesicht und ging auf sie zu. Sie packte ihn beim Ohr: „Komm doch, mein Goldvögelchen."

Sie steckte ihm den Kopf zwischen die beiden Fensterflügel: „Da schau, du Täubchen."

Dabei legte sie das fette Kinn und den schwammigen Hals auf den Kopf des Knaben wie auf eine Unterlage. Herrgtt, was hatte der aufgedunsene Freßsack doch für ein Gewicht. Boubous Schläfen steckten zwischen den beiden Fensterläden wie in einem Schraubstock.

„Schau doch, mein Goldkind . . . so schau doch . . . wie schön das ist . . . nein, wie die sich prügeln!"

Draußen kämpften auf einem mit Fliesen gepflasterten Weg, der um das Haus herum lief, zwei Schatten. Die beiden Ringer keuchten und röchelten in rasender Wut. Die Nacht war stockfinster, kein Mond, keine Sterne. Man konnte die Gesichter nicht ausnehmen. Nur manchesmal fuhren ihre Hände über die Köpfe hinaus in die Luft und zitterten dort wie dunkle Vögel. Der Kampf war heiß und unerbittlich. Ab und zu schmolzen die beiden Körper zusammen. Schienen dann aber wieder mit einemmal auseinanderzufahren, so daß es aussah, als spreizten sich vier verwickelte Beine, um so die Grundlage der zwei verschlungenen Körper zu bilden. Kein Laut, kein Stöhnen . . . Plötzlich aber fährt ein Arm aus den eng verschlungenen Leibern heraus. Ein Stahl zuckt senkrecht durch die erhobene Faust. Und die Faust sinkt nieder. Eine Kehle gurgelt . . .

Die Kugel schluchzte, als schüttele sie eine tiefe und grausame Freude. „Welcher ist es denn? . . . Welcher?"

Sie stieß die Fensterladen zurück. Ein Lichtstrahl blitzte auf. Sie ließ das Licht ihrer elektrischen Taschenlampe auf die still gewordenen Kämpfer fallen. Noch immer hielten sie sich umschlungen. Der eine, und zwar war das der geheimnisvolle Besucher, lag mit dem Kopf nach hinten, als suche er noch immer nach Luft für seine erdrückte Brust. Der andere fuhr, überrascht von dem plötzlichen Licht, herum und schloß geblendet die Augen. Das war Herr Ferdinand. Man sah noch, wie die Arme des Unbekannten, die seinen Rücken umklammert hielten, sich langsam und erschöpft, als wäre der Kampf zu schwer geworden, lösten und kraftlos niedersanken; und wie die Knie des Fremden einknickten, der Körper schwer wurde. Langsam glitt er in die Arme des Verbrechers, der sich, das Ohr an dem sterbenden Mund seines Opfers, tief herunterbeugte, als lausche er noch auf irgendwelche Worte . . .

Aus dem Nacken des Unbekannten fiel ein Messer wie aus einer Scheide. Die Klinge blitzte auf. Und die Waffe fiel in dumpfem Fall auf eine Fliese.

Mit einem Ruck löste Herr Ferdinand sich von dem Besiegten los. Er warf ihn vor sich hin. Wischte sich, ein wenig schwankend wie ein Betrunkener, mit dem Ärmel den Schweiß vom Gesicht und ging wieder in das Haus zurück.

Die Kugel löschte ihre Lampe aus.

Boubou aber flüsterte an allen Gliedern zitternd: „Der schwarze Mann . . huhu . . . der schwarze Mann!"

„Was?" fuhr die Megäre ihn an.

„Es ist der schwarze Mann", wiederholte der Knabe.

„Wer ist der schwarze Mann?"

„Der dort auf der Erde . . ."

„Wo?"

„Da draußen!"

„Bist wohl verrückt! . . . Was faselst du da?"

„Es ist aber der schwarze Mann . . . Ich kenn ihn doch!"

„Du kennst ihn?"

„Ja, heut morgen hab ich mit ihm gesprochen."

„Du hast mit ihm gesprochen?"

„Ja . . . aber bitte, schlagen Sie mich nicht."

„Ich schlag dich ja nicht . . Du sollst nur kommen!"

„Wo gehen wir denn hin?"

„Zu Goume."

(Fortsetzung folgt.)

Die ferngelenkte Schwiegermutter.

Humoreske von **Karl Theodor Haanen.**

Amadeus Sonnenblume war ein Genie. Er hatte einen Füllfederhalter konstruiert, mit dem man schreiben, Salat anrichten und nach den Sternen schauen konnte. Er erfand eine Hundeleine, die sich als Smokingschlips, Armband und Monokelhalter gebrauchen ließ. Er baute in einen Briefbeschwerer eine Fernsprechmaschine, die Steine erweichte, Katzen aufjauchzen ließ und mit Vorliebe um die mitternächtliche Stunde „Das ist der Tag des Herrn" spielte. Amadeus Sonnenblume war wirklich ein Genie.

Zu Hause, im Familienkreise, dem als Engel mit flammendem Schwert eine herkulische Schwiegermutter vorstand, legte Amadeus nicht die gleiche Beweglichkeit an den Tag. Im Gegenteil: er saß meist still und ruhig da und wagte kaum die Augen aufzuschlagen. In seinem Innern aber wogte eine stürmische See, und er sann, wie

er auf dem Wege einer Erfindung seine Autorität festigen könnte.

Seit Wochen saß er in seiner Werkstatt, hämmerte und feilte, ließ elektrische Ströme durch seltsame Gebilde rasen und weiß-blaue Funken aufblitzen, welche die Luft mit scharfem Ozongeruch erfüllten. Es knatterte und zischte, züngelnde Flammen tauchten Drehbank und Amboß in rötliches Licht. Als einst der volle gelbe Mondschein auf seinem Arbeitstisch lag, stieß Amadeus einen Freudenschrei aus. Die Erfindung war geglückt, es schloß sich das letzte Glied der Kette.

Schon lange hatte er sich mit der Frage der Fernlenkung beschäftigt. Wie man Schiffe vom Ufer aus befehligte, wie man ihnen gebot, bald rechts, bald links zu fahren, Kanonen abzufeuern, Leuchtraketen steigen zu lassen, Nebelschwaden auszubreiten. Sollte sich das System nicht auch auf Menschen anwenden lassen? Sollte nicht die Möglichkeit bestehen, kleine und kleinste Apparate zu konstruieren, die unsichtbar an Personen aufgehängt wurden und die — in Tätigkeit gebracht — das Gesetz des Handelns diktierten? Amadeus war überglücklich, als er seinem langhaarigen Dackel das Maschinchen auf den Rücken schnallte und das Tierchen nun nach seinem Willen bald links, bald rechts lief. Selbst bei der Annäherung der bildhübschen Dackelhündin Thusnelda schlug Seppel auf höheren Befehl einen großen Bogen um seine Geliebte. —

Die Familie saß beim Mittagessen. Über Amadeus ergoß sich eine Schimpfflut, als er zwei Minuten zu spät erschien. Die Schwiegermutter führte den Vorsitz, als sei sie der neue König von Albanien. Sie redete sich so in Wut, daß sie gar nicht merkte, wie Amadeus ihr ein kleines, aus leichtem Aluminium hergestelltes Kästchen gerade zwischen die Schulterblätter hängte.

Eben wollte die Schwiegermutter einen Löffel köstlicher Erbsensuppe ihrem Munde zuführen, — da drückte Amadeus auf ein Knöpfchen an einem Apparat, der sich in seiner Westentasche befand. Ein feiner Knall ertönte, majestätisch erhob sich die Schwiegermutter, sie vergaß vor Staunen über die geheimnisvolle innere Kraft, ihren Mund zu schließen, und wandelte wie ein geisterhafter Schemen zur Tür hinaus, in den Garten, allwo Amadeus sie bis auf weiteres in einem Kreise um den Springbrunnen spazieren ließ.

Seine Frau wollte einen Nervenarzt herbei rufen, der Hund kläffte, daß die Wände erzitterten, das Mädchen ließ die Kartoffeln anbrennen und schaute immer zum Fenster hinaus, wie die Schwiegermutter um den Springbrunnen lief, den Amadeus zum Überfluß noch aufdrehte, so daß die Ferngelenkte mit tausend und abertausend glitzernden Tropfen übergossen wurde. Sie sah aus wie eine Diamantenkönigin.

Bei der vierzigsten Runde fand sie langsam Sprache und Verstand wieder. Sie flehte ihren Schwiegersohn an, ihr doch zu helfen, sie von dem unheimlichen Zauber zu befreien. Sie wollte sich vor ihm auf die Knie werfen, aber die ferngelenkte Kraft hinderte sie. Da geriet sie in Wut und fiel in das Stadium des Schimpfens, Schreiens, Skandalierens. Amadeus drückte auf ein anderes Knöpfchen, und schon ging sie über Hecken und Zäune, watete durch einen Sumpf, kletterte auf einen Obstbaum, kroch in einen Hühnerstall und mußte wieder zum Springbrunnen zurück. Nun wurde sie bescheiden und still, wisperte um Verzeihung und versprach ein künftiges Leben ähnlich dem unschuldiger junger Turteltauben.

Amadeus ließ sich das alles schriftlich geben und schaltete erst dann den Strom aus. Die Schwiegermutter kehrte zum Tisch zurück und sagte kein Wort. In ihrem Innern aber brütete sie einen Plan aus, wie sie wohl in den Besitz der Fernlenkmaschine gelangen könnte. Dann würde sie sich an ihrem Schwiegersohn rächen, ihn über Dächer und Häuser jagen, zum Kirchturm hinauf hetzen, auf Eisenbahnzüge klettern, in Ströme werfen und auf Telegraphendrähten seiltanzen lassen.

Amadeus ahnte die Seelenvorgänge seiner Schwiegermutter, drückte wieder auf das Knöpfchen und ließ sie diesmal drei Stunden um den Springbrunnen wandern. Dann schritt sie ferngelenkt durch die Hauptstraßen der Stadt. Nirgendwo, weder vor Hutgeschäften noch vor Warenhäusern, durfte sie stehen bleiben. Durch ihr geliebtes Kaffeekränzchen mußte sie im Laufschritt eilen, und am nächsten Tage stand eine lange Lokalnotiz in der Zeitung; sie kündete von einer vollkommen irre gewordenen Frau, die eine große Gefahr für die Menschheit bedeute. So ist es auch zu verstehen, wenn die ferngelenkte Schwiegermutter, als Amadeus' Akkumulator zur Neige ging, nicht mehr nach Hause zurückkehrte, vielmehr bei einer älteren unverheirateten Schwester Unterschlupf suchte. —

Der Erfinder lebte von da ab glücklich und zufrieden, denn in der Entfernung läßt sich jede Schwiegermutter ertragen.

Hände aus dem Jenseits.

Skizze von Werner Krueger-Hamburg.

Als ich die Straße hinunter schritt, stieß ich auf Will Kramer. Die Lichtreklame der Häusergiebel warf einen schweren und vergeistigenden Schlagschatten über sein schmales Gesicht. Seine Augen lagen in tiefen Höhlen und blickten auf mich, als hätten sie soeben statt auf die bunten Fenster des Warenhauses auf irgend ein entferntes, aus dem Nebel jach und wunderbar vor ihm aufgetauchtes Märchenbild gesehen.

Dachte ich an die Tage guter Kameradschaft bei der Jagdstaffel oder tat er mir leid? Wohl beides zugleich. Meine Hand griff durch die Luft: „'n Tag, Will!"

„Kamerad!" sagte er still und legte seine Hand in meine.

Wir sahen uns einen Augenblick in die Augen, und der Verkehr um uns versank tief ins Bodenlose. Alte, vergangene Tage tauchten auf, Tage angespanntester Arbeit, Tage des Kampfes mit dem Leben, Tage höchsten Glückes.

Ich nahm Will beim Arm und schritt mit ihm die Stufen zu einer kleinen Wirtschaft hinab, bestellte Wein und setzte mich dem alten Kameraden gegenüber.

Der saß in sich versonnen und stieß den Rauch der Zigarette durch die Nase. Endlich blickte er auf, und seine Augen ruhten auf meinen Händen, die, vom Handschuh entblößt, mit einem Bieruntersetzer spielten. Ein jähes Erschrecken ging sekundenlang über seine Züge. Dann ergriff er impulsiv meine beiden Hände und zog sie vom Tisch herunter.

Ich war erstaunt und sah mit großen Augen auf ihn. Das Scherzwort aber, das ich auf den Lippen hatte, vergaß ich, denn jetzt erst — allmächtiger Himmel! — sah ich, wie böse der arme Junge aussah.

Da legte er seine Hand auf meinen Arm. Mit leiser Stimme, durch die der Atem zitterte, wenn er leise pfeifend durch die Bronchien trat, begann Will die Geschichte seines Lebens.

„Kamerad! Ich bin ein Rheinländer. Es gab nichts, was mir hätte den Mut nehmen können. Zwei Jahre war ich draußen und hatte bei der Jagdstaffel, zu der auch Sie später versetzt wurden, keinen leichten Dienst. Da bat ich um Urlaub und erhielt ihn sofort.

Als ich wiederkam, Kamerad, war es Weihnachten, und Sie werden sich entsinnen können, daß ich Ihnen in der Wellblechbaracke eine kleine Photographie zeigte. Sie bemerkten damals, Sie hätten einen solchen Schritt nicht getan. Ein Kampfflieger solle möglichst unbeweibt bleiben. Nun, ich hatte mich kriegstrauen lassen.

Mit mir war vom Urlaub ein zweiter Rheinländer zurückgekehrt, Oberleutnant Frank, auf den Sie sich besinnen werden!" — Er hielt inne und sah auf.

„Ist das nicht der Große, der damals in der Nordsee ertrank?" fragte ich ihn.

Der andere stierte vor sich hin. Dann sagte er tonlos: „Den meine ich. Wir waren unweit von Ypern aufgestiegen und flogen bereits zwei Stunden in nordnordwestlicher Richtung, um den Geländeabschnitt zu erkunden. Da brach der an der Nordseeküste so häufig völlig unsichtige Nebel aus. Ich versuchte an Hand des mitgenommenen Kartenmaterials den Weg zu ermitteln und errechnete schließlich einen Abfallwinkel von reichlich 90 Grad. Ob ich mich damals verrechnet, ob ich den falschen Winkel eingestellt hatte, das weiß ich heute so wenig wie damals.

Genug! Als ich nach drei Stunden nieder ging, sah ich dicht unter mir die sich kräuselnden Wellen der Nordsee. Um mich herum war nichts als Wasser, auf das der jetzt aus den Wolken tretende Vollmond glitzernde Lichter warf. Frank saß hinter mir als Beobachter. Er tippte mir auf die Schulter und wies mit der Hand auf den Brennstofftankweiser. Die Nadel zeigte nur noch einige Kubikzentimeter an.

Ich war ratlos. Dicht über dem Wasser fliegend, sann ich angestrengt nach, ohne zu einem Entschluß zu kommen.

Dann trat wieder Nebel ein, und wir flogen in dichtester Finsternis weiter. Schon setzte der Motor zeitweise aus, als wir plötzlich in einem Anprall aus unseren Sitzen geschleudert wurden. Das dicht über dem Wasser fliegende Flugboot war gegen eine Bake gefahren. Dabei brach ein Schwimmer ab, und der Motor explodierte. In Sekunden war die rechte Tragfläche in Flammen aufgegangen. Wir aber steckten im Nebel.

„Frank!" schrie ich, „Frank! Wir müssen heraus!"

Wir sprangen beide gleichzeitig ab. Dann ergriff ich den einen Schwimmer und hielt mich daran fest. Das Wasser drang mir langsam in die Kleidung und machte den schweren Pilotenrock starr und ungelenkig.

„Frank!" schrie ich in die Dunkelheit hinaus, „Frank."

Da sah ich, wie der beschädigte Schwimmer sich langsam neigte. Ein wahnsinniger Gedanke stieg in mir auf. Der

Schwimmer trug nur einen Menschen. Das Gewicht zweier Personen mußte ihn in das Wasser hinab drücken.

Bei dieser Erkenntnis stieg das Bild Margots vor mir auf. — Denkst du jetzt an mich? . . . Margot!

Langsam zog ich das eine im Wasser hängende Bein nach und setzte mich rittlings auf den Schwimmer. So trieb ich in den Wellen.

Da trat der Mond von neuem aus den Wolken, und ich erkannte dicht vor mir die beiden Hände meines Kameraden, die tastend aus der Wasseroberfläche hervor ragten.

Der Stein an dem Siegelring blitzte.

Ich streckte die Hand aus und — zog sie wieder zurück.

Jetzt ergriff die eine Hand des Ertrinkenden den Rand des Schwimmers. Der Schwimmer neigte sich, daß ich dachte, er kippe über, und die Hand ließ wieder los.

Noch einmal sah ich beide Hände in die Luft greifen, dann versanken sie in einem weite Kreise ziehenden gurgelnden schwarzen Loch.

Wieder war es Dunkelheit um mich. Da begann ich zu rudern und zu schreien, ich griff mit beiden Händen in die Fluten, um den Kameraden zu retten, aber nur das Wasser teilte sich unter meinen Griffen.

Und während ich langsam abtrieb, tanzte der Nebel in gespenstischen Schwaden einen Totentanz auf dem Wasser.

Einen halben Tag später retteten mich holländische Schiffer." — —

Er hatte schon lange geendet und sah trübe in sein Glas, als ich den Kopf hob. „Und Ihre Frau, Kamerad?"

„Ich bin geschieden!"

Es regnet Steine!

Das glaubte man früher nicht und hielt es für eine Fabel. Sogar Menschen wurden von Steinen, die vom Himmel fielen, erschlagen und Häuser in Brand gesteckt. Gibt man sich Mühe, so kann ein fleißiger Beobachter in klarer Nacht durchschnittlich alle zehn Minuten eine Sternschnuppe wahrnehmen. Es lassen sich zwei Arten Meteoriten unterscheiden, Eisen- und Steinmeteoriten, letztere kommen weit häufiger vor. Die Sternschnuppenschwärme im August und November sind wohl bekannt, aber auch zu anderen Zeiten ereignen sich plötzlich Meteorfälle, bei denen es gewissermaßen Steine regnet. Sogar die Bibel sagt (Josua): „Gott sandte große Steine vom Himmel." 1492 fiel im Elsaß ein etwa drei Zentner schwerer Stein vom Himmel herab. Im Jahre 1511 wurde ein oberitalienischer Ort mit mehr als tausend Steinen überschüttet, und in einem nordfranzösischen Departement fand man auf einer Fläche von einer Quadratmeile an dreitausend Meteorsteine, deren größter rund achtzehn Pfund wog. Der ganze Regenguß dauerte ungefähr fünf Minuten. Meistens zeigen sich diese Erscheinungen in Verbindung mit prächtigen Feuerkugeln, die laut krachend zerspringen. So sandte eine solche in Böhmen 1847 Bruchteile zur Erde, die zusammen vier Zentner wogen. Manchmal sind derartige Massen recht schwer, Gewichte von tausend und mehr Kilo hat man festgestellt. Oft finden richtige Sternschnuppenregen statt. Während des Konzils zu Clermont im Jahre 1095 fielen an einigen Tagen in der zweiten Nachthälfte Sterne in großer Dichte herunter. In der Nacht vom 12. zum 13. November 1833 soll ihre Gesamtzahl sogar gegen 25 000 betragen haben; wie dichte Schneeflocken kamen hier die Sterne vom Himmel herab. Etwa zur gleichen Zeit wurden im Jahre 1866 in Berlin nachts um zwei Uhr in jeder Minute 55 Sternschnuppen und in Greenwich in einer Stunde fast 4900 gezählt. Bei dem zerfallenen Bielaschen Kometen bestimmte man Ende November 1872 auf einer italienischen Sternwarte in sechs Stunden gegen 30 000 Sternschnuppen. Im allgemeinen geschieht ihr Aufleuchten in einer Höhe von 200 bis 300 Kilometern über dem Erdboden. Jährlich sollen auf die Erde etwa 4000 bis 5000 Meteore herab fallen, von denen die meisten im Meere verschwinden oder in unbewohnten Gegenden nieder gehen.

Dr. Paul Wegner.



Bunte Chronik



*** Die Brille als Scheidungsgrund.** Amerika ist das Land der sonderbaren Scheidungsgründe, und einen der sonderbarsten von ihnen machte kürzlich in Boston Mrs. Cornelia Ashley geltend, die ihren Mann nach nur sechstägiger Ehe verließ und nun von ihm geschieden zu werden wünschte. Sie erzählte vor Gericht, daß sie ihren Gatten aus Liebe geheiratet habe. Vor der Ehe sei er ein Musterbild der Eleganz und — Galanterie gewesen, aber zu ihrem Schrecken habe er diese Eigenschaften am „häuslichen Herde" prompt an den Nagel gehängt. Seine Lieblingskleidungsstücke innerhalb der berühmten eigenen vier Wände seien ein alter, entsetzlich abgetragener Schlafrock und — geflickte Morgenschuhe gewesen, welche letzteren das schönheitsdurstige Gemüt der Klägerin anscheinend besonders beleidigt haben. Er habe ihr (o unverzeihliche Sünde!) dreimal während der sechs Tage ihrer Ehe bei Tische — unrasiert gegenüber gesessen, und ihre Proteste gegen seine kurze Tabakpfeife seien ungehört verhallt. Aber ihren stärksten Trumpf spielt diese Ehemärtyrerin zuletzt aus: Als sie ihren späteren Mann kennenlernte, so erzählt sie, hätten ihr seine schönen Augen besonders gut gefallen. Wer beschreibt nun ihren Schrecken, als Mr. Ashley am Tage nach der Hochzeit mit einer großen blauen Brille erschien und ihr mitteilte, daß er seiner schwachen Augen wegen genötigt sei, diese ständig zu tragen? Vergebens protestierte die arme Frau. Mit einer gewöhnlichen Hornbrille, so meinte sie, habe sie sich schließlich abfinden können, aber diese gräßliche blaue Brille habe ihr Weinkrämpfe verursacht, denn ihr Mann habe darin genau ausgesehen, wie ein kürzlich hingerichteter Verbrecher, dessen Bild alle Zeitungen brachten. Sie habe sich seitdem so vor ihrem Mann gefürchtet, daß sie ihn am sechsten Tage heimlich verlassen habe. — Das Gericht sah in dem Verschweigen des Augenleidens eine bewußte böswillige Täuschung von seiten des Ehemannes, der damit habe rechnen müssen, daß die Frau ihn nicht geheiratet hätte, wenn sie Kenntnis davon gehabt hätte. So war die Brille zum Scheidungsgrunde geworden.

*

*** Der empfindsame Mörder.** Zu den Romanen, die das Leben schreibt, gehört folgende Geschichte: In Norwich in England lebte ein biederer Schneider mit seiner Ehehälfte, die etwas zänkischen Charakters, wie man so sagt, eine böse Sieben war. Es gab häufig Auftritte mit dem Eheherrn, und bei einem solchen riß diesem schließlich einmal die Geduld. Er erstach die zänkische Frau mit seiner großen Schneiderschere und verscharrte sie außerhalb der Stadt in einem selten begangenen Wäldchen. Den Nachbarn teilte er mit, seine Frau habe ihn böswillig verlassen, und er wisse ihren Aufenthaltsort nicht. Nach längerer Zeit ließ er sie durch die Polizei suchen, um, wie er angab, sich von ihr scheiden lassen zu können. Natürlich verliefen diese Nachforschungen ergebnislos, und nach der gesetzlichen Wartefrist wurde die Frau für tot erklärt. Inzwischen hatten herumstreifende Hunde den Körper der Frau in dem Wäldchen ausgegraben und Knochen davon in die Stadt geschleppt. Es verbreitete sich das Gerücht von einem Morde, aber niemand verfiel darauf, den friedlichen Schneider zu verdächtigen, da die Leiche nicht mehr zu identifizieren war und der Stadtarzt die Überreste nicht als die einer älteren Frau, sondern als die eines jungen Mädchens bezeichnete. So lebte der Schneider unangefochten weiter; sein Geschäft wuchs und gedieh, längst hatte er sich wieder verheiratet, und er wandelte unter den respektablen Bürgern der Stadt so untadelig und würdevoll, wie nur irgendeiner. Achtzehn Jahre nach dem Morde kam der Schneider kürzlich nun einmal wieder nach London, und nachdem er seine Geschäfte erledigt hatte, fand er sich bei seinem ziellosen Herumschlendern plötzlich und unversehens in der Straße wieder, in der er vor mehr als dreißig Jahren seine erste Frau kennengelernt hatte. Die Erinnerung an diese Zeit überwältigte ihn, so daß er, der fast zwanzig Jahre lang mit einer fast beispiellosen Gefühllosigkeit das Bewußtsein seiner Tat getragen und kühl und raffiniert all ihre Spuren vertilgt hatte, jetzt plötzlich von nagender Reue ergriffen wurde und zusammenbrach. Er ging auf den nächsten Schutzmann zu und verlangte, verhaftet und als Mörder verurteilt zu werden. Man schenkte anfänglich seinen wirren Reden keinen Glauben, aber seine bestimmten Angaben machten schließlich die Polizei doch stutzig. Man forschte nach und die nochmals exhumierten Überreste der unbekannten Toten wurden nunmehr auf Grund bestimmter von ihm angegebener Merkmale tatsächlich als die seiner angeblich verschollenen Ehefrau erkannt. Nun erwartet er, ein still und altgewordener kleiner Mann, dem niemand eine solche grausige Tat zutrauen würde, ergeben und gefaßt seine späte Sühne.



Lustige Rundschau



*** Flucht.** „Was sagte mein Vater, als du um meine Hand anhieltest?" — „Zuerst war er sprachlos." — „Und als er die Sprache wiedergewann?" — „Da war ich schon draußen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.